

Anne Weickert

## Stille

Sie mochte diesen Ort nicht.

Es war nicht warm genug, es gab hin und wieder Regen, und ständig wehte der Wind aus einer neuen Richtung.

Sie dachte an die Wüste zurück. Weit hinter Marrakesh erstreckte sich die endlose Weite, die bestimmt keiner der Menschen hier jemals betreten hatte. Sie bezweifelte, dass es überhaupt ein lebendes Wesen, das sich an einem Ort wie diesem hier wohl fühlte, in die heiße, trockene und einsame Landschaft zog, die sie ihre Heimat nannte.

Am meisten vermisste sie die felsigen Gebiete, die völlig tot und wie leergefegt wirkten, in denen es aber trotzdem immer wieder Neues zu entdecken gab, auch wenn sie glaubte, bereits alles zu kennen. Die anderen Bewohner scheuten aus Respekt oder Furcht vor ihr zurück, wenn sie nur das Klicken der Steine hörten, die ihre Haut bedeckten. Hier war das anders. Überall war es grün, Menschen gingen ihren vollkommen unsinnigen Beschäftigungen nach und sie wurde ignoriert.

Als sie das Luftschiff, mit dem sie hergekommen war, zuerst verlassen hatte, begleitete sie die Menschen in die Stadt zum Markt. Sie hatte den Unterhaltungen gelauscht, und bei ihr hatte sich eine gewisse Vorfreude breit gemacht. Es klang nach Abwechslung, neuen Erlebnissen, aufregenden Abenteuern.

In der Stadt angekommen, bauten die Menschen einen Tisch auf und legten Dinge darauf aus, die von den vorbeilaufenden Leuten bestaunt wurden. Einige davon hatte sie auf dem Luftschiff bereits bemerkt, wieder andere waren ihr völlig fremd. Sie beschloss, sich die Sache näher anzusehen, und ließ sich ebenfalls auf den Tisch gleiten.

Da bemerkten die Menschen sie zum ersten Mal. Frauen und Kinder wichen, einen Aufschrei mühsam unterdrückend, hinter die anderen Tische zurück. Nur einige junge Burschen trauten sich, näher auf sie zuzukommen, um sie besser in Augenschein nehmen zu können. Dann sprachen sie über Tausch und Handel und den Wert eines Objekts und sie fand es interessant, etwas von der Welt der Menschen zu erfahren. Erst als einer Männer nach ihr griff, sie hochhob und begann, sie in alle möglichen Richtungen zu drehen, begriff sie. Sie war das Tauschobjekt und sollte herumgereicht und präsentiert werden.

Plötzlich spürte sie, wie sehr die Feuchtigkeit den ohnehin schon recht heißen Tag unerträglich schwül werden ließ, wie der Wind keine Erfrischung verschaffte, sondern sie nur mit einem Hauch von Kühle zu verspotten schien, wie statt der gewohnten Freiheit der Wüste die Gassen der Stadt immer enger zu werden schienen und ihr die Luft zum Atmen raubten. Die blassblauen Augen des Mannes, seine schweißbedeckte Stirn und die fettige Haut waren direkt vor ihr. Eine tiefe Abneigung gegen dieses Etwas durchfuhr sie und ohne groß nachzudenken ließ sie ihren Kopf vorschnellen und biss zu.

Die blassblauen Augen verschwanden plötzlich aus ihrem Blickfeld und um sie herum breitete sich eine unangenehme Stille aus, bevor ihre Umgebung aus dem Schockzustand zu erwachen schien. Dann brach ein Tumult los. Die Burschen, die vorher um sie hatten feilschen wollen, griffen zu Knüppeln und Stöcken und kamen auf sie zu. Alle Gedanken verließen sie, als ihre natürlichen Instinkte die Führung über ihren Körper übernahmen, und sie floh, floh vor der aufgebracht Menge und der bedrückenden Enge der Stadt, suchte den Weg, den sie gekommen war, um wieder in die Freiheit zu gelangen.

Doch die Stadt, dieses verfluchte dunkle und enge Loch, glich einem Labyrinth. Immer tiefer drang sie in die vom Schmutz und den Ausdünsten zu vieler Menschen verseuchten finsternen Bereiche vor, in die sich noch nicht einmal der Wind wagte, der sonst überall in der Stadt sein Unwesen trieb.

Hier verkroch sie sich, harrte der unangenehmen Empfindungen, die noch auf sie einstürzen würden und rief sich immer wieder das Bild der tobenden Menge vor Augen. Jetzt, mit etwas Abstand, konnte sie nackte Angst und rasende Wut in den Augen der Männer mit den Waffen erkennen. Frauen und Kinder waren bereits zurückgewichen, entsetzt vom Anblick ihres blutüberströmten Opfers.

Diese Erinnerung raubte ihr jedes Mal den Mut, wenn sie gerade beschlossen hatte, ihre Höhle zu verlassen, und einen Weg nach Hause zu suchen. Und so blieb sie hier unten, und die Stille um sie herum wurde unerträglich. Sie dachte an die Wüste zurück, an das Schaben der Sandkörner an ihren Schuppen, an das leise Zirpen der Insekten, an das leise Grollen, welches ihre messerscharfen Sinne wahrnahmen, wenn sich irgendwo auch nur ein leises Lüftchen zusammenbraute. Hier war nur Stille. Die Menschen mieden sie und diesen Ort, sie mied die Menschen aus Angst vor einem erneuten Zusammenstoß von solch katastrophalen Ausmaßen.

Jedes Mal, wenn sie die Augen aufschlug und die Farben ihrer Umgebung betrachtete – das schmierige Grün des leicht feuchten Moores, das hier alles zu bedecken schien, das ausgebleichene Grau der vor sich hin schimmelnden verfallenen Häuser und das matschig dunkle Schwarzbraun der verrottenden Erde, die den Boden darstellte – erinnerte sie sich an die Wüste. An den Sand, der sich mit allen Farben zu vermischen schien und die ganze Welt in ein geheimnisvolles gelbes Licht tauchte. An ihre Träume, einmal das Grün lebendiger Pflanzen zu sehen, das Blau des Meeres und das Weiß der Segel, die von Abenteuern erzählten.

Wie dumm war sie gewesen. Die Wüste war ihre Welt gewesen, auch wenn sie manchmal die Trostlosigkeit der endlosen Einöde deutlich gespürt hatte. Aber daran hatte sich ihre Art im Laufe der Zeit angepasst, sie war für diese Umgebung perfekt ausgestattet und brauchte sich um ihr Überleben keine Sorgen zu machen. An jedem anderen Ort der Welt musste sie wie ein Fremdkörper wirken, bestimmt für eine Landschaft, die sich nichts Lebendiges hier je würde vorstellen können.

Inzwischen glaubte sie bereits zu spüren, wie sie sich der trostlosen Umgebung anpasste. Sie verlor ihren sandfarbenen Glanz und passte sich an das unsäglich schmutzige Grau der Wände an. Ihre einst klackernden Steine gaben nur noch ein dumpfes Pochen von sich, wenn sie gegeneinander stießen. Und ihre Stimmung war ohnehin auf einem Tiefpunkt angelangt. Auch ihre Sinne schienen abzustumpfen, doch dessen war sie sich nicht so ganz sicher. Denn wo nichts war, konnte man auch nichts frühzeitig wahrnehmen. Und alles Leben schien sich von hier fernzuhalten, als wollte es ihre stille Depression und das Gefühl ewiger Einsamkeit noch untermauern wollen.

\*\*\*\*\*

Als sie ein leises Klingeln von Glöckchen hörte, glaubte sie zu träumen. Doch dann nahm sie die Vibrationen vorsichtiger Schritte durch den weichen Boden wahr, und die farblose Welt um sie herum schien durch einen bunten Schimmer erhellt zu werden.

Die Culebra blickte auf und sah direkt in die smaragdgrünen Augen eines jungen Mädchens. Ihre rotbraunen Locken wurden von verschiedenfarbigen Bändern in vielen kleinen Zöpfen zusammengehalten, die hin und her hüpften. An ihren Handgelenken klimperten Armreife und um ihren Hals trug sie Ketten, an denen Steine, Medaillons und andere Erinnerungsstücke

hingen. Ihre Kleider waren schockierend bunt nach der Eintönigkeit, die die Culebra jeden Tag erlebt hatte.

Das Mädchen lächelte sie an und drehte sich dann um, wobei ihr Rock durch eine frisch aufgekommene Brise sanft hoch geweht wurde. Die Glöckchen, die an Kettchen um ihre Knöchel befestigt waren, klingelten bei jedem ihrer Schritte und die hohen Wände der alten Häuser warfen ihr Echo zurück.

Die Culebra blieb wo sie war, doch als sich das Licht langsam entfernte, löste sie sich aus ihrer Starre und schlängelte dem Mädchen hinterher. Es ging aus der schmutzigen Gegend fort ans helle Tageslicht in die Gassen der belebten Stadt, doch die Culebra hatte sich entschieden, und achtete nicht mehr auf ihre Umgebung. Sie folgte nur dem leisen Klingeln der Glöckchen, dem ersten Geräusch, das sie in ihrer Einsamkeit erreicht und ihre Mauern der Angst durchbrochen hatte.

Das Mädchen lief zu einer alten Burg weit über der Stadt. Dort setzte sie sich auf der Mauer, wo ihr der Wind durchs Haar wehte, als wollte er ihr etwas erzählen. Die Culebra suchte sich ein warmes Plätzchen in der Nähe und genoss die frische Luft, den sanften Wind, der ab und an auch zu ihr herüberwehte und das Gefühl der Freiheit. Langsam schlief sie ein.

Als sie aufwachte, war das Mädchen fort und die kühle Nacht bereits angebrochen. Gerade als sie wieder in ihrer Traurigkeit versinken wollte, spürte sie einen sanften Luftzug.

Sie glitt auf die Mauer, genau auf den Platz, auf dem vorher das Mädchen gesessen hatte und fühlte, wie der Wind sie umwehte. Er trug die Geräusche der Stadt zu ihr heran: das leise Plätschern der Wellen, die sich an der Kaimauer brachen, die immer seltener werdenden Schreie der Möwen, die hoch über dem Wasser kreisten, das Flattern der Wäsche in der sanften Abendbrise, der Gesang und die Musik aus den offenen Türen der Tavernen, das Sirren der Zirkaden, die Rufe der Nachtvögel.

Die ganze Nacht blieb sie auf der Mauer und hörte dem Wind zu und als es Morgen wurde, begann er, für sie Bilder aus dem Alltag der Menschen zu malen. Frischgebackene, duftende, warme Brotlaibe. Frisch gefangener Fisch. Arbeiter, die ein neues Haus errichteten. Schiffe, die entladen wurden. Kinder, die miteinander spielten. Und Farben, immer wieder Farben. Die violetten Bänder der jungen Mädchen, die sich für die Jungen schmückten, das blaue Meer, das sich endlos weit erstreckte, das Grün der Bäume, die an einigen Orten den älteren Leuten wohlverdienten Schatten spendeten, das Gelb der Blüten, die scheinbar jeden Wegrand, jede Terrasse und jedes Fensterbrett verschönerten das Orange der aufgehenden Sonne, die den ganzen Himmel in ihren Schimmer tauchte, das Rot der Dächer, die im Licht glänzten und blinkten.

Sie lauschte aufmerksam auf alles, was der Wind ihr berichten konnte, doch mit einem Mal wurden ihre scharfen Sinne wieder angestachelt. Von irgendwoher hörte sie das leise, fröhliche Klingeln vieler winziger Glöckchen.

Die Culebra hob langsam den Kopf und sah wie das junge Mädchen die Stufen zur Burg hinauf lief. Es sprang auf die Mauer und die Culebra glitt in ihren Schoß. Gemeinsam lauschten sie den Geschichten des Windes.

Gegen Abend begann das Mädchen selbst zu reden, und ihre Stimme war wie ein Singsang, der die Culebra schläfrig machte. Doch sie spürte insgeheim, dass das Mädchen vom Abschiednehmen erzählte.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, wusste sie, dass das Mädchen mit den Glöckchen nicht wieder auf die Burg kommen würde.

„Sie ist fort“, bestätigte der Wind. „Das tun Zigeuner nun mal. Sie ziehen von Ort zu Ort. Aber du kannst sie doch suchen.“

Die Culebra wurde traurig. Doch sie spürte, dass der Wind Recht hatte. Sie ließ sich von der Mauer herunter gleiten und schlängelte sich zu dem Pfad, der in die Stadt führte.

Und sie stellte fest, dass ihre Schuppen wieder wie kleine Steinchen zusammenschlugen.

Doch jetzt klapperten sie nicht mehr. Sie klingelten, wie die vielen winzigen Glöckchen am Körper des jungen Mädchens. Und als sie ihren Kopf zurückwandte, um sich selbst betrachten zu können, merkte sie, dass ihre Schuppen das triste Grau verloren hatten. Nun schimmerten sie in allen Farben des Regenbogens und leuchteten voller Vorfreude auf ein neues Abenteuer.

„Ja“, dachte die Culebra, „ich werde sie suchen. Und ich werde sie nicht vergessen auf meinem Weg, denn die Glöckchen werden mich immer an sie erinnern, und ich werde diese schreckliche Stille nie wieder hören müssen“.

Noch einmal spürte sie den Wind um sich, den Wind, der ihr die singende Stadt gezeigt und die Furcht vor neuen Abenteuern genommen hatte. Den Wind, der ihr noch ein letztes Mal zuflüsterte. „Sie heißt Fado.“

Ende